— der große —

Schmerzenstiller

— heilt —

Rheumatismus, Rückenschmerzen, Verrenkungen, Kopfschmerzen, Zahnschmerzen, Gliederreißen,

Neuralgia, Frostbeulen, Brühungen, Geschwulst, Hexenschuß,

Brandwunden, Schnittwunden, Verstauchungen, Quetschungen, Hüftenleiden, Gelenkschmerzen.

St. Jakobs Oel

heilt alle Schmerzen, welche ein äußerliches Mittel benöthigen.

Farmer und Viehzüchter

finden in dem St. Jakobs Oel ein unübertreffliches Heilmittel gegen die Gebrechen des Viehstandes.

Jeder Flasche St. Jakobs Oel ist eine genaue Gebrauchs-Anweisung in deutscher, englischer, französischer, spanischer, schwedischer, holländischer, dänischer, böhmischer, portugiesischer und italienischer Sprache beigegeben.

Eine Flasche St. Jakobs Oel kostet 50 Cents (fünf Flaschen für $2.00) ist in jeder Apotheke zu haben oder wird bei Bestellungen von nicht weniger als $5.00 frei nach allen Theilen der Vereinigten Staaten versandt. Man adressire:

The Charles A. Vogeler Co.,
(Nachfolger von A. Vogeler & Co.)
Baltimore, Md.

Alt und Zuverlässig.

Dr. Sanford's Liver Invigorator ist das Hauptheilmittel bei Krankheiten der Leber, des Magens u. der Eingeweide. Es enthält nur Pflanzenstoffe. — Es schwächt niemals. — Es ist abführend und anregend. Versucht es.

SANFORD'S LIVER INVIGORATOR

Die Leber ist der Sitz der Fieberkrankheiten. Liver Invigorator beschützt den Körper vor Einflüssen schädlicher Luft, reinigt das Blut, regulirt die Eingeweide, fördert die Verdauung und stärkt den Körper.

LIVER INVIGORATOR ist in meiner Praxis und vom Publikum während mehr als fünfunddreißig Jahren mit unverhofftem Erfolge gebraucht worden.

Ein Buch, 100 Seiten, wird gratis versandt.

S. T. W. SANFORD, M. D., 24 Duane St., New York City.

Jeder Apotheker wird dessen guten Ruf bestätigen.

KIDNEY-WORT

ist ein sicheres Heilmittel für alle Krankheiten der Nieren und der Leber.

Diese Medizin hat direkten Einfluß auf diese sehr wichtige Organe des menschlichen Körpers, und ermöglicht es, Unthätigkeit und Erstarrung abzuschütteln, eine heilsame Absonderung der Galle zu ermöglichen, und dadurch daß sie den Magen in freiem Zustande erhält, eine regelmäßige Abführung aufrecht zu erhalten.

MALARIA. Jeder von Malaria, Frostschaudern, Fieber, schlechter Galle, Magenschwäche, Verstopfung Leidende wird in Nieren Kraut (Kidney Wort) ein sicheres Erleichterungs- und schnelles Heilmittel finden.

Um im Frühjahr das Magensystem gründlich zu reinigen, sollte Jedermann eine durchgehende Kur damit machen. (27)

Bei allen Apothekern zu haben. Preis $1.

KIDNEY-WORT

Hygienische Merkwürdigkeiten.

Von Julius Stinde.

Alles, was hilft, ist gut; Alles, was sich auf der Hygiene-Ausstellung befindet, hat den Zweck, irgendwozu zu helfen, ergo ist Alles gut, was unter den schützenden Fittigen des Ausschusses zu dem großen Ganzen zusammengetragen wurde, das von zahlreichen, mit extravaganter Phantasie begabten Schreibbeflissenen nach dem Brande des Phönix bezeichnet wird. Mich will jedoch bedünken, daß man die Ausstellung selbst wohl nur das abgebrannte und wieder aufgebaute Nest nennen kann, in welchem der Phönix, der eigentliche Vogel, wenn auch nicht als begreifliches Wesen, so doch als wesentlicher Begriff horstet, der sich in seiner totalen Unverbrennlichkeit aus Vorstand, Ausschuß und Central-Comite trimurtisch zusammensetzt. Deshalb ist es gerechtfertigt, von Fittigen zu reden, und das Epitheton schützend, hat ebenfalls seine Berechtigung, da sicherlich manche Objecte nicht zugelassen worden wären, wenn der Phönix statt allzugroßer Milde und Nachsicht sich ein klein wenig von jener Rigorosität zugelegt hätte, mit welcher z. B. Mediciner und solche, die es werden wollen, in den jeweiligen Prüfungen pflegen geängstigt zu werden. Natürlich fanden nur solche Gegenstände Verwendung zu dem neuen Nestbau, welche irgendwozu helfen, von denen der Nachweis geführt werden konnte, daß sie mit der Hygiene oder dem Rettungswesen zusammenhängen. Diese Art von Nachweisen ist mitunter sehr merkwürdig, fast so merkwürdig wie jene Art von sophistischen Schlüssen, mit deren Hilfe einem Menschen bewiesen werden kann, daß er ein Butterbrod oder sonst etwas Nützliches sei; alles Mögliche—nur kein Mensch.

In dem Hauptgebäude traf ich vor etlichen Tagen einen Mann, der allerlei niedliche Waare ausstellt und feil hält, die aus Schlangenhaut angefertigt ist. Da auf meine Fragen geantwortet wurde, daß ein Portemonnaie aus Schlangenhaut durchaus nicht gesünder sei, als eins aus Seehundsfell, von dem die Konkurrenz behauptet, daß es einen sehr guten Einfluß auf die Gesundheit ausübe, weil es warm hielte, und mir der Bescheid ward, daß Schlangenhaut sich gegen infizirende Stoffe, so weit die Richterfahrung lehrte, sich wohl nicht anders verhalten würde, als andere Ledersorten auch, so bat ich um Aufklärung, weshalb auf einer Hygiene-Ausstellung derartige Portemonnaies zum Verkauf gelangten, und dachte im Stillen, daß die Schlangenhaut vielleicht von jenem Exemplar des Aquariums herrühren könnte, das seiner Zeit die Eier zu dem berühmten Rührei legte, und somit das Fell der Schlange durch das Verhältniß, in welches sie vermittelst des Rühreis zu den dasselbe kostenden Männern der Wissenschaft trat, eine besondere hygienische Bedeutung erlangt hätte, aber ich ward eines Besseren belehrt. Man kann nämlich aus Schlangenhaut auch Bestecke und Instrumentenetuischen für Aerzte machen, und da Aerzte, Instrumente und Brieftaschen irgendwozu gut sind, müssen auch die Schlangenhautportemonnaies irgendwozu gut sein. Das ist klar, wie filtrirtes Grundwasser, und der Zusammenhang der Portemonnaies mit der Hygiene ist erwiesen.

Aber jene Papierlaternen?! Was suchen Stock- und Bodenlaternen auf einer Hygiene-Ausstellung? Sehr viel. — Diese bunten Lampions können nämlich auch imprägnirt und unverbrennlich gemacht werden, ergo — — Und jene Biscuits? Haben Sie nie gehört, daß Biscuits furchtbar gesund sind? — Und jene Parfümerien? — Ich bitte Sie, Krankenzimmer ohne wohlriechende Essenzen! — Und dort die Fettschminke, der Reispuder, das Tassenroth, die Augenbraunenfarbe? Wo sitzt denn da das Hygienische? — Wo? Nun in der Schminke selbst. Man hat giftige Farbstoffe und ungiftige. Wenn zu einer Schminke Ungift genommen wird, so ist sie doch hygienischer, als eine giftige Farbe zur Gesichtsmalerei, welche uns die besten Mimen langsam, aber sicher tödtet. Ein Komödiant erfreut auf der Bühne den Menschen, er macht ihn zuweilen lachen. Lachen ist gesund. Wird der Mime durch heimtückische Schminke vor der Zeit umgebracht, so kann Niemand mehr durch ihn erheitert werden, und da Nichtlachen ungesund ist, ist die das Leben des Mimen durch Nichtgiftigkeit nicht verkürzende Schminke von größter Bedeutung, nicht nur für die Gesundheit Einzelner, sondern für die Gesundheit Vieler, da doch mitunter mehrere Bänke im Theater besetzt sind, und daher erfüllt sie alle Bedingungen, die an einen hygienischen Ausstellungsgegenstand gestellt werden können.

Freilich gehen die Schönheit und der täuschende Schein der Jugend und der Gesundheit herunter, wenn sie künstlich mit Bautzfarben an der Gesichtsfagade angebracht wurden, wie schlechte Stuckatur, die im Winter losfriert und bei Thauwetter den Menschen auf die Köpfe fällt. Deshalb ist wahrscheinlich ein ungarisches Schönheitsmittel zugelassen worden, daß nach den Flaschenetiketten, alle Runzeln vertreibt. Eine Menge von Geheimmitteln hat in dem Hinterhofe Platz nehmen müssen, der durch den Annoncentheil des officiellen Katalogs entstanden ist, allein einzelne haben sich doch in das Innere zu drängen gewußt, was gegen Wunderselbe, Hühneraugenpflaster, Zahnwasser, Haarfärbemittel und den Hamburger Thee unecht erscheint, welche für ihr gutes Geld nur als Annoncen der Hygiene-Ausstellung vor das Publikum treten können, welches auf den feinen Unterschied zwischen dem offiziellen und nicht officiellen Theile des Ausstellungsbädekers noch nicht hinreichend eingeschult ist. Würde ein hoher Ausschuß alle Arzeneimittel, deren Zusammensetzung nicht angegeben wird, als Geheimmittel behandeln und an das Freie befördern, so würde das Publikum an Aufklärung gewinnen, wenn auch die Ausstellung um einige Merkwürdigkeiten ärmer werden sollte.

Es bleiben immer noch genug merkwürdige Dinge übrig. Jedem jungen Manne, der die Absicht hat, sich zu verheirathen, ist der Besuch der Hygiene-Ausstellung unerläßlich, denn dort kann er sehen, wie mit Hilfe theilweiser Ausstopfung dem weiblichem Körper die Reize einer aus dem Badekarren kommenden Venus verliehen werden, selbst wenn sie in dem Badekarren mehr Aehnlichkeit mit einem Korkzieher, als mit einem der sieben Modelle haben sollte, die Apelles mit ihrer Schönheit begeisterten, damit er mit seinem Werke die Nachwelt begeistern möge. Man war damals eben sehr für die Unsterblichkeit, während die an verkrüppelten Figuren dargestellte Auspolsterung nur eine für den Tag dauernde Schönheit verleiht, die Abends mit dem anderen Flitter in den Kleiderschrank gehängt wird. Freilich kann die Polsterung am anderen Tage und noch sehr lange wieder benutzt werden, so lange nämlich Draht, Roßhaar und Seegras halten, aber die Schönheit ist fort, wie jede Einbildung, an deren Stelle die nicht wegzuleugnende Realität tritt. Bleibt ein junger Mann angesichts der gepolsterten Schönen dennoch auf dem brünstigen Verlangen bestehen, den kühnen Sprung in die Ehe zu wagen, so soll man ihn nicht abhalten, denn er wird auch mit Polsterung glücklich. Skeptischen Jünglingen wird vielleicht der schwiegermütterliche Schwur genügen, daß seine Angebetete kein Spurchen von Kunstform an sich hat, um ihn reuevoll zurückzuführen, wenn er auf der Hygiene-Ausstellung ehescheu geworden sein sollte. Blasirte Thomasse jedoch, welche nur trauen, wenn sie überzeugt sind, werden den Schwüren der Schwiegermutter nur dann Glauben schenken, wenn Kunstform als Scheidungsgrund angenommen werden kann und zwar mit der kühlen Abmachung: Seegras, Roßhaar und Draht annulliren einen Vertrag, der mit dem blinden Vertrauen eingegangen werden mußte, welches die soliden Moralitätsgesetze eines hochcivilisirten Culturvolkes verlangen. Da Polsterung unsolide ist, streitet dieselbe gegen die Moral, und Unmoralität ist ein Scheidungsgrund.

Die Hygiene-Ausstellung ist nicht blos, wie man überall, auch von Nichtfachleuten, mit dem Brustton der Ueberzeugung versichern hört, „höchst interessant", sondern sie ist obendrein lehrreich dazu.

Doch zurück zu unseren Merkwürdigkeiten.

Ist es nicht merkwürdig, daß Wilhelmi's Rheinwein und Petsch's Apfelwein zu einer Gruppe gehören und daß beide — gesund sind? Also muß doch der Apfelwein irgendwozu helfen. Vermag er auch nicht den Geist zu erheitern, wie der Rebensaft des Rheingaus, wenn gute Menschen einen guten Jahrgang gut behandeln und andere gute Menschen solche Gutheit trinken, so ist er doch im Stande, dem Genügsamen manche stille Freude zu bereiten und ihn von irdischer Last zu befreien, wozu allerdings die Poesie verpflichtet wäre, wenn sie selbst nicht meistens zu viel Aehnlichkeit mit dem Safte halbreifer Bosdorfer besäße.

Aber nicht allein beim Wein giebt es wie beim Menschen Standesunterschiede, sondern auch beim Rettungswesen, wenigstens will die Wiener freiwillige Rettungsgesellschaft dieselben gewahrt wissen. Wie wäre es sonst wohl denkbar, daß die obengenannte Gesellschaft einen Landauer ausgestellt hätte, der zum Transport von Schwerkranken oder Verletzten für besondere Fälle und bevorzugte Stände, sowie außerdem ein Kupee zum Transport von an Infektionskrankheiten Leidenden für bevorzugte Stände?

Im Unglück, in der Noth noch Standesunterschiede zu machen, das erscheint für unseren norddeutschen Verstand sehr merkwürdig, da wir die Humanität, welche, wenn sie helfend zugreifen muß, erst Handschuhe anzieht, um das feinere Gefühl des Hilfsbedürftigen nicht zu verletzen, weder im Kriege noch im Frieden kennen.

Das Merkwürdigste ist, so weit ich mich unterrichten konnte, Nödels Rettungskugel für Verunglückte auf dem Eise, welche aus einer Kegelkugel mit Leine besteht, die dem Eingebrochenen zugerollt wird, der sich dann an der Leine so lange halten kann, bis weitere Rettungsmaßregeln getroffen werden. Die Hamburgische Gesellschaft für Rettungswesen hat diesen Apparat bereits ihren übrigen Apparaten zugefügt. Dies ist allerdings nicht merkwürdig.

Der Erfinder jener Kugel hat vor längerer Zeit der betreffenden Behörde einer sehr großen Stadt das Anerbieten gemacht, an gefährlichen Stellen der wasserreichen Umgebung jener Stadt, resp. an dem Fluß, der dieselbe durchfließt, Schilderhäuschen zu errichten, in denen für den Winter Rettungskugeln unter leichtem Verschluß aufbewahrt werden könnten, damit diese bei vorkommenden Unglücksfällen zur Hand seien.

Betreffende Behörde schrieb mit Dank ablehnend zurück und betonte, daß in jener großen Stadt das Eis erst polizeilich auf seine Haltbarkeit geprüft würde, ehe es betreten werden dürfte, mithin die Rettungskugel überflüssig sei. Dies ist auch nicht sehr merkwürdig.

Daß aber das Publikum überhaupt aufs Eis geht, das ist wohl das Merkwürdigste von all den Merkwürdigkeiten, welche die Hygiene-Ausstellung bietet. Man lernt doch niemals aus!

(Berl. Montagsbl.)

Erinnerungen an Heinrich Heine.

Der in Deutschland, namentlich durch das Vorwort, welches Heinrich Heine für seine „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben" (1847) schrieb, bekannte Publizist und Schriftsteller Alexander Weill veröffentlicht eben bei Dentu einen Band „Souvenirs intimes d'Henri Heine", welche nach Allem, was über den Dichter des „Romancero" an's Licht gezogen worden ist, immer noch manche neue Einzelheit bieten. Weill hat in fünfzehnjähriger Intimität mit Heine gelebt und erzählt z. B. über dessen Verhältniß zu Mathilde Dinge, die bisher unseres Wissens noch nicht an die Oeffentlichkeit gelangt sind. Mathilde, so vernehmen wir, war im Jahre 1832 Verkäuferin in einem Handschuhgeschäft der Passage Choiseul. Sie gab dem Deutschen den Vorzug vor einem Schwarm anderer Liebhaber und erklärte ihm dann am Morgen nach seiner Eroberung: „Ich habe Dich gewählt, weil Du allein mir gefiehlst und man mir gesagt hatte, die Deutschen wären treuer als die Franzosen. Ich weiß wohl, daß Du mich gekauft hast; aber laß es Dir nur gesagt sein, ich habe mich nicht verkauft. Ob Du mich liebst oder nicht, ob Du mich heirathest oder nicht, ob Du mich mißhandelst oder nicht, ich werde Dich fortan niemals verlassen. Niemals, hörst Du?" — „Du sollst mich auch nicht verlassen", entgegnete Heine lachend. — Mathilde verfiel aber wieder in ihren heftigen Ton, der Heine auf den Gedanken brachte, sie wolle ihm eine Scene machen. — „Laß das," sagte er, „wir wollen frühstücken gehen!" — Und alle Tage unseres Lebens werden wir zusammen frühstücken gehen", sagte sie. „Wenn ich etwas in meinem Schädel habe, so bringen 50,000 Maulesel es nicht heraus. Ich sage es Dir zum letzten Male: überall, wohin Du gehst, gehe ich mit und wäre es jenseits der Hölle. Da Du mich gekauft hast, gehöre ich Dir; aber ich habe Dich auch gekauft und Du gehörst mir für das Leben." — Dies war der Anfang von Auftritten, die sich durch lange Jahre wiederholten. Mathilde vertrug sich nur mit ihren Dienstmädchen und hatte keine Freundinnen. „Von Zeit zu Zeit", schreibt Weill, „sagte Heine zu mir: „Meine Frau muß wieder einmal gehauen werden". (?) Der gewöhnliche Prügeltag war der Montag. Wenn es ihm in den Fingern juckte, so zog er die Fenstergardinen zu und schlug mit seinen armen Fäusten auf die schönen Schultern Mathildens los: „Das für dieses oder jenes Wort, das für diese oder jene Missethat." Mathilde war viel stärker als er, sie ließ sich aber schlagen und stöhnte nur in weinerlichem Tone: „Hat man je einen Mann gesehen, der sein Weib haut? Weill, kommen Sie mir doch zu Hilfe!" Heine lachte und setzte seine Prügeltracht fort. Plötzlich sank sie mit wildem Geheul um, zog ihren Mann an den Füßen, die schon sehr schwach waren, warf ihn zu Boden und wälzte sich mit ihm brüllend und ächzend auf dem Teppich herum. Ein oder zwei Mal konnte ich nicht umhin, zu den Beiden zu sagen: „Schämt Ihr Euch nicht, Euch herumzubeißen wie die Hunde?" und dann ging ich davon. Wenn sie sich genug gerollt hatten, söhnten sie sich mit Staub bedeckt aus und der Preis des Friedens war immer ein Hut, ein Tuch oder eine Mantille." Weill geht übrigens noch weiter und erzählt, daß er selbst sich einmal mit Frau Mathilde herumgebalgt hat, weil sie seine Gattin hinterlistig durch böse Worte zu verdächtigen suchte. Jedenfalls gewinnt das Bild des Wesens, dem Heine seinen Namen gab und über den schon so viel hin- und hergeschrieben worden ist, nicht im Geringsten durch diese neueste Darstellung eines Eingeweihten.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte.

Wilhelm Jensen plaidirt in der neuesten Nummer der „Gegenwart" für die Beibehaltung der Todesstrafe und erzählt zur Begründung seiner Ansichten die folgende Schwarzwälder Dorfgeschichte: „.... Den nächsten Anlaß zu diesen Zeilen hat ein Fall gebildet, der sich in jüngster Zeit bei uns in Baden zugetragen. Zwei Dorfbewohner in der Nähe von Badenweiler, Vater und Sohn, übel beleumundet, als gewaltthätig bekannt und gefürchtet, mehrfach vorbestraft, fassen den Plan, sich in den Besitz einer erheblichen Geldsumme zu setzen und beschließen, dies durch einen Raubmord auf offener Straße auszuführen. Mit kaltblütiger Ueberlegung gelangen sie zu dem Ergebniß, daß sie als Objekt dafür einen zum städtischen Markt wandernden jüdischen Viehhändler wählen müssen, weil bei einem solchen allein eine beträchtliche Baarsumme mit Sicherheit zu erwarten ist. Dieser Erwägung gemäß begeben sie sich eines Nachmittags mit Handbeilen zur Lauer in einen Wald, durch den eine abkürzende alte Landstraße nach der Stadt Kandern führt. Ein jüdischer Viehhändler kommt bald des Weges, doch er zieht eine Kuh am Strick, will also muthmaßlich verkaufen, nicht einkaufen, und sie lassen ihn vorüber. Er hört ihre halblauten Aeußerungen zwischen den Stämmen und macht sich hurtig mit unheimlicher Scheu davon. Kurz danach kommen zwei andere jüdische Viehhändler von der Stadt Müllheim her, dort angesehene, begüterte Leute. Sie wollen offenbar in Kandern einkaufen, denn sie führen kein Vieh mit sich. Das ist ihr sicheres Todesurtheil, und in der nächsten Minute liegen sie beide erschlagen.

Von herannahenden Stimmen aufgescheucht, schleifen die Mörder die Leichen nur wenig bei Seite; bald ergriffen, meinte der Vater dem Gefängnißwärter gegenüber: „So ein zehn Jährle werden wohl herausspringen." Die Rohheit und Gemeinheit während der Untersuchung übersteigt jedes Maß; Vater und Sohn suchen wechselseitig alle Schuld auf den Andern zu häufen, ihn als einen Ausbund jeder Niederträchtigkeit zu kennzeichnen. Sie werden vom Schwurgericht zum Tode verurtheilt, doch vor einigen Wochen sind sie zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden und zwar auf Antrag unseres liberalen Ministeriums. Thatsächlich ist damit die Todesstrafe in Baden aufgehoben; mehrere der abscheulichsten Mordthaten aus letzter Zeit harren noch des Urtheils, allein nach dieser Begnadigung ist eine Hinrichtung Anderer zur Unmöglichkeit geworden. Wir sind unserer liberalen Regierung für sehr Vieles zu höchstem Dank verpflichtet, doch wir fürchten, daß ihre unselige „Doktrin" in dieser Sache böse Zukunftsschatten für uns heraufbeschwört. Die Sicherheit des Schwarzwaldes wird dadurch nicht gewinnen; das Unwesen des Strolchthums ist vielleicht in keiner deutschen Landschaft größer; sich allein und unbewaffnet in unsere weitgedehnten, unbebebten Wälder hinein zu wagen, wird von Jahr zu Jahr bedenklicher. Der umherstreifende Bagabund, der arbeitsscheu-trunksüchtig verkommene Dörfler riskirt im badischen Lande nichts, was er ernsthaft fürchtet, wenn er sich durch einen Raubmord in den Besitz der Habe eines wohlgekleideten städtischen Spaziergängers oder Touristen zu setzen sucht. Er denkt: „So ein zehn Jährchen werden wohl dabei herausspringen, wenn man mich erwischt." .... Leider ließen sich nicht zu wenig Belege aus dem letzten Jahrzehnt dafür beibringen."

Die Tarantel.

Sprichwörtlich ist bekanntlich die Tarantel eine angeblich giftige Spinne mit 8 Füßen, welche die Form der Wolfsspinne hat und eine Größe von 1 — 1½ Zoll erreicht. Besonders ist sie in Italien einheimisch und in der Gegend der Stadt Taranto am häufigsten, woher sie den Namen Tarantola trägt. Häufig — so hieß es früher — würden die Kranken von einer besonderen Tanzlust ergriffen, Tarantismus genannt, deren Befriedigung wohlthätige Folgen habe, weil vermittelst der dadurch bewirkten starken Ausdünstung das Gift ausgeworfen werde. Unwissende Aerzte brachten den Unsinn in eine Methode; um Kranke von den Folgen des Tarantelstiches zu heilen, behaupteten sie, sei eine eigene Kur mit Heranziehung einer bestimmten Musik und eines bestimmten Tanzes erforderlich. Andere dagegen wähnten, wer weiß welchem Fortschritte in der Heilkunde zu huldigen, wenn sie diese nach ihrer Meinung nur halbwahre Vorschrift verwarfen und die Behauptung aufstellten, daß bei verschiedenen Individuen auch verschiedene Musik nöthig sei, je nachdem ihrer eigenthümlichen Stimmung und Neigung nach, eine oder die andere mehr auf sie wirke. Möglich ist, daß die Heranziehung des Tanzes ursprünglich aus einer Namensverwechslung hervorging. Ist doch bekanntlich in Italien eine Art von Tanz sehr beliebt, welche, weil sie, gleich den Taranteln, besonders im Tarentinischen einheimisch ist, den Namen Tarantella führt. Gewöhnlich wird diese von drei ausgeführt, nämlich zwei mit Kastagnetten ausgestatteten Tänzerinnen und einer Tambourin-Spielerin. Die Tarantel ist aber keineswegs auf Italien angewiesen, weit mehr tritt sie in Spanien und Portugal auf, wohnt nicht auf Zweigen, wie das italienische Volk irrig behauptet, sondern gräbt sich am sonnigen, sicheren Hängen ein Loch in der Erde.

Wohl mag sie beißen, wenn man sie ungestüm angreift; thun dasselbe doch auch andere Spinnen! Daß aber ihr Biß in seiner Wirkung stärker sei, denn der Stich einer Wespe, ist bisher nicht erwiesen. Fest steht nur, daß man noch immer in Apulien die von Tarantseln verwundet Gewähnten tanzen läßt — eine Thatsache, zu welcher Woldemar Kaden einen höchst ergötzlichen Kommentar liefert. Den Frieden seiner Siesta störten einst in dem Städtchen Pisticci muntere Saltarello-Weisen einer Geige daneben Zurufe, Geschrei und Weinen. Man zwang einen Jungen, der schlafend auf dem Felde angeblich von einer Tarantel gebissen war, über eine Stunde lang in einer mit Erwachsenen und Kindern sowie mit glühender Stickluft gefüllten Stube, das Gift der Tarantel auszutreiben. In dem von der Menge gebildeten Kreise wurde der Aermste, welchen ein Bauer am Kragen und unter dem Arme gefaßt hielt, zum Springen genöthigt. Laute Zurufe und Händeklatschen forderten ihn auf, der Pflicht, die ihm sauer genug wurde, nachzukommen. Er sollte schwitzen, u. er schwitzte zur großen Befriedigung des Publikums, das nach beendigter Kur den wiederwilligen Tänzer mit einem Glase Wein regalirte und in das Bett zur Nachtkur stecken ließ. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß nur auf der Stirn sich ein rother Fleck zeigte mit einer Haut-Abschürfung in der Mitte, die jedenfalls den Fingernägeln des sich juckenden Knaben ihre Entstehung verdankte. Der Junge hatte nicht einmal eine Tarantel gesehen, fühlte nicht die geringsten Schmerzen, verspürte nicht die geringste Uebelkeit, stand auf Zureden gern auf und spielte eine Stunde nach dem Ballfeste bereits wieder munter auf der Straße. Woldemar Kaden, der nun mit deutscher Gründlichkeit dem Aberglauben zu Leibe ging, suchte darauf verschiedene Leute auf, die auch einst „Tarantolati" gewesen waren. Keiner von ihnen hatte die Spinne jemals gesehen, aber getanzt hatten sie Alle.

Ein Komiker-Jubiläum.

Der Komiker Friese feierte im Theater a. d. Wien sein vierzigjähriges Schauspielerjubiläum und Frau Geistinger trat an seinem Ehrenabend zum ersten Male nach ihrer Rückkehr aus Amerika in Wien wieder auf. Die weitgereiste Künstlerin wurde mit Jubel empfangen und während des ganzen Abends mit Beifall überschüttet. Auch dem Jubilar wurden Auszeichnungen aller Art zu Theil. Friese veröffentlichte im „Wiener Extrablatt" einen köstlichen Artikel, den wir hier im Wesentlichen wiedergeben:

„Mein Jubiläum könnte eigentlich ein Ehrenbeleidigungsprozeß sein, so oft wurde es verschoben. Schon im Jahre 1882 war ich reif zum Jubilar. Ich hatte schon damals eine vierzigjährige Dienstzeit hinter mir, aber keine Gratulanten vor mir. Da kam heuer der vierzehnte Mai, der Tag, an dem ich vor zwanzig Jahren im Theater an der Wien zum ersten Male auftrat, und in der Befürchtung, jubiläumslos in die große Communal-Versenkung steigen zu müssen, feierte ich mich selber. Die Gratulanten bestritt ich aus eigenen Mitteln, aus der Reihe meiner Kinder, deren Zahl zu nennen mir die Bescheidenheit verbietet.

Am Morgen des 14. Mai, es war der Pfingstmontag, stand ich in sichtlich gehobener Stimmung auf. Die Sonne lachte zum Fenster herein, ich glaubte, sie lachte über mich — so sind wir Komiker!

Ich machte große Toilette und stellte mich vor den Spiegel hin. „Gratulire Dir, lieber Friese," tönte es aus demselben heraus. „Danke, gleichfalls!" redete ich hinein und so vertrieben wir uns unter gegenseitigen Complimenten die Zeit.

Ach, der alte Knabe da drin im Spiegel zerfloß schier in Reflexionen. Denkst Du noch daran, Karl — flüsterte er — wie wir zusammen in Hermannstadt den Parnaß bestiegen und herunterpurzelten? Du schriebst, oder sagen wir: ich schrieb im Jahre 1855 ein großes Spektakelstück in zwölf Tableaux „Die Reise nach der Krim". Die Comödie wurde im Hermannstädter Theater zum ersten Male aufgeführt. Karl, Karl, denkst Du noch, wie der Erzherzog Albrecht schon nach dem ersten Akt die Loge verließ? Er hat's nicht länger ausgehalten! Und wie Du dann selbst nach dem vierten Bilde den Darstellern aus der Coulisse zuriefst: „Springen, springen, es bleibt kein Mensch mehr sitzen"!

Und solche Dinge sagst Du mir an meinem Jubeltage, trotzdem Du weißt, daß ich elf Jahre später ein ganz anderes Stück fertig brachte! Frag' nur die Gallmeyer, welche Triumphe sie auf zwei Wiener Bühnen in meiner Posse „Der Nachbar zur Linken" gefeiert hat. Das Stück war von mir.

„Na, na, ich hab's ja nicht so bös gemeint," sagte der Spiegelmann; O, ich will Deine Erfolge nicht schmälern, ich sehe Dich noch, wie Du in jungen Jahren auf allen Schmieren und unter der Direktion unseres Papa holde Bajjerinen spieltest und wie Du im „Zauberschleier" als zarte Nymphe mitwirken mußtest —

Nun, ich soll als solche reizend ausgesehen haben — fiel ich dem Spiegel in die Rede. Ich erinnere mich noch an das duftige Billetdoux, welches mir ein unternehmender Magnatensohn mit der Einladung zu einem Rendezvous auf der Bühne schickte!

Jetzt wurde es in meiner Stube lauter; helle fröhliche Stimmen schlugen an mein Ohr und aus allen Kehlen zwitscherte es: „Papa, zum Frühstück!" Bald saß ich im Kreise meiner Familie, am schneeweißen Frühstückstisch; die Kinder alle gratulirten, mein Fünfjähriger hatte mir zu Ehren eine Kunst gelernt, die im Balanziren eines Spazierstockes auf der Nasenspitze bestand, und mein jüngstes, die dreijährige Mizi, sagte mir einen Wunsch auf. Ich hab' den Fratzen abbusselt, meinen anderen Kindern kollektiv gedankt, einzeln hätt's zu lang gedauert — bin dann aufgestanden und hab' gesprochen:

Kinder! Euer Vater hat heut' seinen Ehrentag. Heut' ist sein zwanzigjähriges Jubiläum, oder sagen wir vierzigjähriges, wie's Euch bequemer ist. An der Geräuschlosigkeit meiner heutigen Selbstbeleuchtungs-Feier könnt Ihr erkennen, daß der Schauspieler Kränkungen mancherlei Art ausgesetzt ist. Ich könnt' Euch Geschichten erzählen — (Alle: Erzähl', erzähl'!) von den Leiden eines Schauspielers, aber ich will Euch die Freude am Theater nicht verderben. Ihr wollt doch Alle den Beruf des Vaters erwählen, oder ist Jemanden von Euch schon die Lust dazu vergangen? (Die kleine Mizi: Ich tann schon sehr gut Thiater 'piel'n.) Na also! Ihr habt es heutzutage auch viel leichter, wie ich zu meiner Zeit. Wie Euer Großvater in Fünfkirchen die Direktion geführt hat, mußte ich in der Schröder'schen Bearbeitung von „Hamlet" den Laertes spielen, nebenbei den Geist von Hamlet's Vater geben und außerdem noch einen Akt souffliren. (Die kleine Bella: Das kann ich auch!) Ich mußte plötzlich auf allen Vieren aus dem Souffleurkasten kriechen, mich rasch vom Staube abputzen lassen und dann in das Leintuch des alten Königs springen ... Diese Rackerei war zum Durchgehen, und ich ging wirklich durch, in Compagnie mit dem Dichter und Schauspieler Hugo Müller. (Der kleine Sandor: Das werde ich mir merken!) Endlich begann auch meine Sonne zu leuchten. Ich fand Anerkennung, feierte Erfolge und gründete mir meine Stellung in Wien. Drei Jahre wirkte ich am Karltheater, kam dann an's Theater an der Wien, wo mir seit zwanzig Jahren die Gunst des Publikums treu blieb. Heute, Kinder, ist der zwanzigste Jahrestag voll und ich muß mein Jubiläum in der Still' und in der G'ham feiern. (Dora: Papa, eine Depesche ist da!) Wie, sollte sich doch Jemand meiner erinnern? Gieb her! Wer kann das nur sein? Eine Kabeldepesche ist's. Ruhig, bis ich gelesen habe. — Kinder, Kinder, laßt Euch umarmen, laßt Euch küssen! Die Geistinger ist auch ein Engel! Sie telegraphirt aus Amerika, daß sie mir zu Ehren auftreten will! Hoch die Geistinger — Euer Papa kriegt doch ein Jubiläum! (Die kleine Mizi: Vater, was wirst Du mir zu Deinem Jubiläum kaufen?)

— Der letzte Brief Hedwig Reicher-Kindermann's, geschrieben 36 Stunden vor ihrem Tode, gerichtet an ihr einziges, über Alles geliebtes Kind, liegt dem „Berl. Tagebl." im Original vor. Der Brief ist mit fester Hand geschrieben; man könnte aus der Schrift auf die Energie schließen, welche Hedwig Reicher-Kindermann sich in allen Momenten ihres Lebens bewahrt hat. Eine unendliche Wehmuth, ein banges Vorgefühl spricht aus dem Briefe der Kranken, der folgenden Wortlaut hat: „Triest, den 30. Mai 1883. Mein süßer, lieber Franz! Ich danke dem Papa oder Großpapa für die Depesche; ich kann doch wieder schlafen! Warst Du immer gesund? Deine Mama ist sehr krank, hat viel, viel Schmerzen auszustehen und wird nicht lange mehr so fortmachen. Immer Fieber 39—40 Grad, 124—120 Pulse. Ich bin seit Brüssel immerfort krank und habe dabei so viel gesungen. Ich war in Venedig, Bologna, Rom, Florenz, Mailand, Turin und jetzt Triest in der kurzen Zeit von fünf Wochen. Jeden Abend gesungen — jetzt ist es aus. Sage Papa, er soll Mama nicht mehr böse sein, sie leidet furchtbar. Ich möchte Papa sprechen! o wie gern! Wie geht es Großpapa? Grüße ihn herzlich! Was macht die Schule? Brauchst Du was zum Sommer? Schreib' mir, mein Lieb', mein einzig Glück auf dieser Welt! Schreib' bald und sei innig geküßt von Deiner traurigen, kranken Mama. Hotel de la Ville, Triest."

Junge Gründer.

A. „Also Du giebst eenen Pfennig und ick eenen, nu jründen wir for das Kapital eene Cigarre jemeinschaftlich. (Sie kaufen eine Cigarre für 2 Pfennig, A. raucht dieselbe an.) — B. „So, das Actiengeschäft wäre im Zug. Nu aber laß mir ooch mal roochen!" — —. „Fällt mir jar nich ein; ick bin Director, ick rooche, Du bist Actionär, Du kannst dazu spucken; zu roochen kriegst Du nix!"

Nachwirkung.

Lehrer in der Schule nimmt einem Knaben einen Bilderbogen mit Soldaten weg, steckt denselben in den Ofen und schiebt gleichzeitig noch einige Stücke Holz nach, welche lustig knackend und prasselnd verbrennen.

Als sich der Lehrer wieder umdreht, spricht ein Knabe zu dem durch Wegnahme des Bildes gestraften anderen Knaben.

„Was hat Dir der da gesagt?" fragt schnell der Lehrer. Nach einigem Zögern antwortet der Knabe: „Er sagte zu mir: Hurch ack, wie se schießen."

Modern.

„O, der Schändliche! Mich will er heirathen, und Ihnen, liebe Freundin, macht er den Hof!"

„Nun, was wollen Sie viel heraus haben, Theuerste! Meinetwegen könnt' er Ihnen den Hof machen, so viel er will, wenn er nur mich heirathen wollte!"

Entsprechendes Mittel.

Krankenwärter: „Um Gotteswillen, Herr Doktor, ich hab' dem Patienten auf Nummer 17, statt der Medicin, Tinte gegeben."

Arzt: „Hm, hm, — geben Sie ihm sofort einen Bogen Löschpapier zu essen!"

Nebensache.

Musikdirector: „Herr Müller, haben Sie nicht Lust, meinem Gesangverein beizutreten?" — Müller: „Das thut mir leid, ich kann absolut nicht singen." — Musikdirector: „Ach, das ist bei uns das Wenigste!"

Mementirtes Sprüchwort.

„Hör' Er, Hans, vertrag Er sich mit